

Birgit Milenk-Hell

Sich-Beweisen-Müssen

Erinnerungen einer hörgeschädigten Lehrerin

Unterrichtsalltag in der Schwerhörigenschule. In einer Mittelstufenklasse fragt mich — wie es häufig geschieht — eine Schülerin, warum ich schwerhörig bin.

Erinnerungen. Ich erlebe in Gedanken noch einmal, wie mich meine Eltern bei Spaziergängen auf das Zwitschern der Vögel aufmerksam machten. Ich war drei oder vier Jahre alt. Kein Vogelgezwitscher kam an meine Ohren. Meine Eltern behielten ihre Beobachtung einer möglichen Hörstörung für sich. 20 Jahre später suchte ich während meines Studiums der Gehörlosen- und Schwerhörigenpädagogik nach den möglichen Anfängen und Ursachen meiner Schwerhörigkeit. Die Aussagen in den Fachbüchern deckten sich mit den Erinnerungen meiner Eltern: Ich hatte durch Sauerstoffmangel während der Geburt eine Innenohrschädigung erlitten. Diese zuerst wohl nur leicht- bis mittelgradige Schwerhörigkeit begleitete mich unerkannt durch die ersten Lebensjahre und durch den Kindergarten. Erst in der Grundschulzeit wurde dann einiges anders.

Zurück in die Gegenwart: Mathematikunterricht in der 2. Klasse. Zahlen von 0 bis 100 werden von mir deutlich vorgesprochen. Die neun schwerhörigen Schülerinnen und Schüler sitzen im Halbkreis an ihren Tischen vor mir. Sie leisten Schwerarbeit — Hören, Ablesen und Umsetzen in die mathematische Zeichenfolge —, aber sie sind bei diesem Zahlendiktat mit viel Eifer und Freude dabei.

Ich selbst als Schülerin unter fast 40 Mitschülerinnen und Mitschülern damals in der Grundschule: Zahlendiktate stießen mich zum ersten Mal auf etwas, das ich nur mit großer Konzentration schaffen konnte. Noch schlimmer die Diktate im Deutschunterricht, die ich häufig wegen meiner guten Schrift hinter aufgeklappter Tafelhälfte schreiben mußte. Die Angst, die Lehrerin mit

dem zugekehrten Rücken nicht zu verstehen, verfolgt mich heute noch. Die Hörschädigung und die daraus resultierende Beeinträchtigung blieben weiterhin unerkannt.

Trotz dieser Erfahrungen machte mir die Schule sehr viel Spaß. Ich lernte gerne, machte leidenschaftlich Hausaufgaben und vergrub mich schon sehr früh in den interessantesten Büchern. Für das Spielen mit den Freundinnen blieb in diesen ersten Schuljahren immer noch genügend Zeit.

Ferienfreizeit mit geistigbehinderten Jugendlichen vor fünf Jahren. Hubertus, damals 17 Jahre alt, begrüßte mich gleich am Begegnungsnachmittag mit seiner Frage: „Bist du auch behindert? Du sprichst so anders!“

Dieses Anderssprechen „entdeckte“ ein Sprachheilpädagoge während meines Krankenhausaufenthaltes als elfjähriges Mädchen. Ich war an Diabetes erkrankt. Die Hörschädigung blieb weiterhin unentdeckt, hatte ich doch den „Hörtest“ — Nachsprechen der nicht einmal geflüsterten Wörter im Abstand von ca. 3 Metern — erfolgreich bestanden. Dank der Bemühungen meiner Eltern bekam ich privaten Sprachunterricht und lernte, richtig zu artikulieren.

Dieser Artikulationsunterricht ist mir kaum in Erinnerung geblieben, ich verschwieg ihn vor den Freundinnen und verdrängte ihn später aus meinen Erinnerungen.

Wann kam es endlich zur Entdeckung meiner Schwerhörigkeit? Schuld hatte der Englischunterricht! War ich bis dahin eine sehr gute Schülerin gewesen, so brachte ich jetzt plötzlich eine fünf mit nach Hause. Dem folgte ein Anruf meines Englischlehrers mit dem Rat an meine Mutter, sofort mit mir zum Ohrenarzt zu gehen. Alle rot angestrichenen Fehler im Diktat waren reine Hörfehler!

Der Diagnose einer beiderseitigen hochgradigen Innenohrschwerhörigkeit folgte dann die Anpassung der ersten Hörgeräte. Im Alter von 11 Jahren! Zwischen meinen Eltern und mir bestand eine unbewusste Komplizenschaft im Ignorieren einer eigentlich offensichtlichen Behinderung.

Die neuen Hörgeräte hielt ich zu Hause unter Verschuß, denn wenn ich bisher immer gut gewesen war, dann mußte ich das jetzt auch im Englischunterricht schaffen können. Ich mußte mir und den anderen beweisen, daß es auch ohne diese in meinen Augen behindert-machenden Hörgeräte ging. Und es klappte. Aber welchen Preis bezahlte ich dafür! Statt mit den Freundinnen zu spielen, saß ich nachmittags am Schreibtisch und lernte für die Schule. Der Übergang in die 7. Klasse des Gymnasiums war für mich eine selbstverständliche Sache. Wollten meine Eltern das? Sie haben mich immer unterstützt und in den Grundschuljahren liebevoll begleitet. Ich durfte selbst entscheiden, welche Schullaufbahn ich einschlagen wollte. Meine Entscheidung, auf das Gymnasium zu gehen, wurde von ihnen akzeptiert, aber nicht ohne die eindringliche Warnung, daß es für mich viel Arbeit bedeuten würde und sie mir dort nicht mehr helfen könnten.

De Bello Gallico, Quantitative Verbrennungsanalyse, Goethes Faust und Differentialrechnung — ich war wißbegierig, lernte gerne und konnte nie genug erfahren. Aber es war ein ständiges Sich-Beweisen-Müssen. Was wollte und mußte ich beweisen? Als Schwerhörige oder Behinderte sah ich mich damals nicht, andere Hörgeschädigte kannte ich nicht, die Hörgeräte wurden nur selten getragen und dann unter den langen Haaren versteckt. Dennoch muß ich mich gerade auf dem Gymnasium in den Gruppen leistungsorientierter Schülerinnen und Schüler mit einem Defizit erlebt haben, das es zu kompensieren galt. Die Kompensation lag für mich im Lernen selbst. Also lernte ich alles, was ich im Unterricht nicht mitbekam, zu Hause mit Hilfe von Büchern. Und ich lernte vieles vorweg, was vielleicht im Unterricht drankommen könnte. Ich mußte beweisen: Ich bin genau so gut wie die anderen. Freundschaften gab es zwar, aber immer weniger gemeinsame Aktivitäten, weil mir die Zeit fehlte. Den Titel „Streberin“ bekam ich schnell, nur die wenigsten Mit-

schülerinnen und Mitschüler wußten überhaupt von meiner Hörbeeinträchtigung.

Die Lehrer auf dem Gymnasium informierte ich mit ärztlichen Attesten über meine Schwerhörigkeit und der Diabetes, aber dabei blieb es dann auch. Interessierten Fragen seitens aufgeschlossener Lehrer wich ich immer aus. Häufiger erlebte ich jedoch Lehrer, die unsensibel waren für die Schwächen ihrer Schüler. Beispielweise wurde ich vom Musikunterricht zwangsweise befreit, weil ich durch mein falsches Singen störte. Wie sollte ich in einem Musikkurs mit über 30 Schülern richtig singen lernen?

Nur die Leistung zählte, und die erbrachte ich dann eben in anderen Fächern. Heute ist mir bewußt, daß ich mit immer mehr Leistung die Enttäuschungen und meine Schwächen kompensieren konnte. Ich war zur Einzelkämpferin geworden und gegen meine kontaktfreudige Natur auch zur Einzelgängerin.

Dafür verbrachte ich meine Jugendzeit am Schreibtisch. Ich zog nach dem Abitur einen dicken Strich unter meine Schulzeit; ich wollte nichts mehr davon wissen.

Oft werde ich gefragt, wie ich auf die Idee gekommen bin, Lehrerin für Gehörlose und Schwerhörige zu werden. Eine Antwort auf das Wie kann ich nicht geben, aber es lassen sich einige Anstöße nennen, die zu diesem Entschluß geführt haben: ein erster Anstoß durch einen Artikel in der Zeitschrift „Stern“ über Zwangssterilisation im Dritten Reich bei Gehörlosen, dann die Kontaktaufnahme mit der Bremer Gehörlosen- und Schwerhörigenschule; kurz vor dem Abitur das erste Zusammentreffen in dieser Schule mit anderen hörgeschädigten Menschen. Das war eine neue Welt für mich. Es folgte der Entschluß zum Studium der Behindertenpädagogik an der Universität Hamburg. Im Jahre 1982 begann mein Studium.

Unterrichtsalltag in der Schwerhörigenschule. Schülerinnen und Schüler einer 5. Klasse und ich sprechen gemeinsam über unsere Schwerhörigkeit, über unser Behindert-Sein. In dieser Unterrichtseinheit lernen die Schülerinnen und Schüler, was Schwerhörigkeit bedeutet. Sie erkennen ihr Behindert-Sein als einen Teil ihrer Gesamtpersön-

lichkeit und lernen, es zu verbalisieren. Sie lernen Taktiken, mit denen sie sich als schwerhörige Menschen in der hörenden Gesellschaft besser durchsetzen können.

Auch ich habe das bessere Umgehen mit der eigenen Behinderung gelernt: als über 20jährige Studentin im Laufe meines Studiums. In dieser Zeit wurde ich endlich zu einem schwerhörigen Menschen. Ich lernte alles, was mit Schwerhörigkeit zusammenhängt, versteckte meine Schwerhörigkeit nicht mehr und fand genügend Stoff für eine umfassende Auseinandersetzung mit meiner eigenen Behinderung. Diese Auseinandersetzung war mühsam, bezog auch meine Familie mit ein und resultierte dann in einer Akzeptanz meiner Behinderung.

Der Prozeß meiner Identitätsfindung wurde von zwei Gruppen entscheidend mitgeprägt. Die erste Gruppenerfahrung machte ich mit einer Arbeitsgemeinschaft von Studentinnen und Studenten der Theologie. Zwei Jahre lang thematisierten wir „Behinderte Menschen als Herausforderung an die Theologie“. Mein allmählich erworbenes Selbstbewußtsein wurde in der Gruppe durch integratives Lernen unterstützt. Ich lernte, auf mich aufmerksam zu machen und meine Bedürfnisse zu äußern. Hier konnte ich sagen: „Ich bin behindert.“ Hier wurde ich als behinderter Mensch ernstgenommen, hörte mutmachende und aufbauende Kritik und wurde in meinem ganzen Menschsein angesprochen; hier war ich nicht „die Schwerhörige“, sondern der Mensch, die Frau, die Christin mit der Behinderung „Schwerhörigkeit“. Dieses anthropologische Menschenbild öffnete mir die Augen. Ich erkannte mein Beweisen-Müssen. Werde ich als die „Schwerhörige“ gesehen, so muß und will ich beweisen, daß ich genauso gut bin wie die anderen. Erst das Selbstverständnis als Mensch mit Fähigkeiten und Schwächen, Wünschen und Bedürfnissen, ermöglicht es mir, Schwächen zuzulassen und das ständige Sich-Beweisen-Müssen abzubauen.

Eine weitere entscheidende Erfahrung machte ich in dem Seminar für Schwerhörige und Ertaubte in Rendsburg. Ich lernte von anderen hörgeschädigten Menschen, wie sie mit ihrer Behinderung umgehen, und ich lernte mit ihnen, wie wir als

hörgeschädigte Menschen besser mit der hörenden Mitwelt umgehen können.

War ich in der Theologengruppe in meinem Menschsein stabilisiert worden, so konnte ich nach dem Rendsburger Seminar gestärkt als hörgeschädigter Mensch auf meine Bedürfnisse aufmerksam machen. Ich machte meine Behinderung zu einer sichtbaren Behinderung: Haare über den Ohren kurz, farbige Hörgeräte und Ohrpaßstücke mit Straßsteinchen geschmückt.

Es war dann auch kein Problem mehr für mich, vor den mündlichen Prüfungen im 1. Staatsexamen die Professoren darauf hinzuweisen, daß ich beim Gespräch den Blickkontakt sowie langsames und deutliches Sprechen benötige.

Pause in der Schwerhörigenschule. Ein Schüler fragt mich im Vorbeigehen: „Bist du eine richtige Lehrerin? Mit Hörgeräten? Das ist komisch.“

Ich bin jetzt eine Schwerhörige unter Schwerhörigen. In meiner Rolle als Lehrerin werfen mich die schwerhörigen Schülerinnen und Schüler immer wieder auf mein Menschsein mit Behinderung zurück. Und das ist gut so. Ich brauche ihnen nicht zu beweisen, daß ich genauso gut bin wie die anderen, bei ihnen werde ich so angenommen, wie ich bin.

Partnersuche

*J u n g e r M a n n
sucht nettes Mädchen.*

*Bin 19 Jahre alt, 1,80 m groß,
leicht schwerhörig.
Habe festen Beruf; Auto vorhanden.
Wohne bei meinen Eltern
Nähe Schweinfurt.*

*Zuschriften bitte
unter Chiffre Nr. 10 78 19 an
Verlag hörgeschädigte kinder GmbH
Bernadottestr. 126, 2000 Hamburg 52*

Das ständige Sich-Beweisen-Müssen hat auch Spuren hinterlassen. Es wird mein Leben auch weiterhin begleiten, aber indem ich es mir immer wieder bewußt mache, kann ich behutsamer damit und mit mir selbst umgehen.

Bleibt noch die Frage anzusprechen, die viele Schülerinnen und Schüler schon oft an mich gestellt haben: „Ist dein Mann auch schwerhörig?“

Hätte ich früher diese Frage nach einem ebenfalls hörgeschädigten Partner ablehnend verneint („Es reicht, daß ich schwerhörig bin“), so bejahe ich heute mit Stolz diese Frage.

Wieviel leichter ein Miteinander-Umgehen und Füreinander-Verständnis-Haben in einer Partnerschaft zweier hörgeschädigter Menschen sein kann, läßt sich nicht mit Worten beschreiben. So etwas muß erlebt werden!

*Wenn ich ein Vogel wär
hätte ich zwei Flügel
wär ich frei
bräucht nicht mir
und anderen was beweisen
ich wär schon froh
könnt ich in meiner Welt
ruhig leben.*

Anschrift der Verfasserin:

Birgit Milenk-Hell
Gehörlosen- und Schwerhörigenlehrerin
Schwerhörigenschule Hamburg
Schultzweg 9
2000 Hamburg 1

Susanne Krumm

Die Taubheit überwinden - die Sprache meistern

Als ich 1956 auf die Welt kam, waren meine Eltern überglücklich, denn nach 10 Ehejahren kam ihr ersehnter Nachwuchs.

Nach einigen Monaten wurde ich krank, die Kinderärztin untersuchte mich und verschrieb ein Medikament, welches mich wieder gesund machen sollte. Nach der Einnahme konnte ich den Kopf nicht mehr heben. Ich hatte das Gehör durch das falsch verordnete Medikament verloren. Die Oma, die vom Rhein zu Besuch kam, bemerkte, daß ich auf Geräusche nicht mehr reagierte.

Die Eltern gingen von Arzt zu Arzt, um feststellen zu lassen, was mir fehlte. Einer sagte, ich sei taub: „aber Taube sind ja auch Menschen.“

Für meine Mutter war die Welt zusammengebrochen. Mein Vater hatte in seiner Tankstelle einen

gehörlosen Kunden, mit dem sich Papa ohne große Mühe verständigen konnte.

Mit etwa 3 1/2 Jahren fuhren meine Mutter und mein Onkel, der Taxifahrer ist, ins Universitätskrankenhaus Eppendorf zur genauen Höruntersuchung. Dieses Erlebnis kann ich bis heute nicht vergessen. Da waren die Ärzte und Helferinnen in den sterilen, weißen Kitteln und lauter Geräte für die Hörmessung. — Bis heute sind mir Kopfhörer ein Greuel, denn mit den Kopfhörern konnte ich die Töne erst ab 120 — 130 dB feststellen.

Mit 3 Jahren besuchten Mama und ich ihren Vater, der in einem Krankenhaus am Rhein lag. Bevor wir ihn besuchten, versuchte Mama, mir das Wort „Opa“ beizubringen. Sie wiederholte es langsam und mehrmals, dann begriff ich, daß Opa nicht zu Hause war, sondern im Krankenhaus lag. Dort